



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Neunte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lungsprozesses zu kennzeichnen. Es ist interessant zu sehen, daß wo immer wir versuchen, menschliche Kräfte Naturgesetzen entsprechend zu nützen, ein Moment gegeben ist, das das Lebendige allezeit über die Maschine erhebt — das Gefühl. Wohl wissen wir heute, daß auch dieses seinen Gesetzen folgt, aber es ist das tief innerliche Erlebnis, das über Wert und Unwert entscheidet, und wo gewertet wird, beginnt das Menschentum. Gerade dort, wo wir den Menschen in seiner psychophysischen Eigenart dem Wirtschaftsprozeß mit seinen Notwendigkeiten einfügen, erhebt er sich am deutlichsten in seiner Einzigartigkeit: er schafft nicht wie die Maschine, auch nicht wie das Tier, das gleich ihm Lust und Schmerz erlebt. Er unterstellt sein Tun freiwillig einem objektiven Zweck und aus der Übereinstimmung und Nichtübereinstimmung seiner Person mit ihrem Tun und ihren Zwecken erblüht Menschenfreude und Menschenleid. Als höchste Aufgabe der neuen wirtschaftspsychologischen Bestrebungen wird der Kampf gegen den Mangel an Befriedigung, Entmutigung und seelische Verkümmern gepriesen. So leuchtet als Endziel die Freude, die unser Schiller einen Götterfunken nannte.



Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Neunte Fortsetzung)

Derselbe Sturm, der dem alten Maddis auf der Fahrt durch den Wald den Mund geschlossen hatte, rüttelte auch an Sternburgs festem Dach.

Obba fand keinen Schlaf. Sorgend begleiteten ihre Gedanken die Fahrt des Mannes, den sie trotz ihrer großen Enttäuschung immer noch liebte.

Morgen in aller Frühe wird sie ihm ganz nahe sein, denkt sie, und will doch nicht daran denken. Der Vater wird in Borküll anrufen, und sie wird den zweiten Hörer nehmen und wird laufen.

Wie wird seine Stimme klingen? Sie kann sie sich kaum noch vorstellen. Wie mag er aussehen? Zug um Zug setzte sie sein Bild zusammen, wie sie es in der Erinnerung trug, seit jenen Sommertagen — es ist bald anderthalb Jahre her — als sie zu des Vaters Geburtstag unter den Buchen beim Theaterpiel zusammen ein Liebespaar gegeben hatten. „Meine kleine Frau!“ hatte er sie damals den Abend über genannt. Ach — da war noch nicht jenes böse Weib in sein Leben getreten, damals wäre er noch nicht imstande gewesen, um

eines kurzen Rausches willen allen Forderungen der Ehre und des Anstandes ins Gesicht zu schlagen.

Jetzt war er gewiß nicht mehr der liebe hübsche Bursche mit dem klaren, treuherzigen Gesichtsausdruck, dem es so gut stand, wenn er wie ein Junge seine Neckereien trieb. Man verzieh sie ihm gern, und auch sie selber konnte ihm nicht lange böse sein, als er ihr beim Theaterspiel die Küsse wider Verabreden herzlich auf den Mund gepreßt hatte.

Was waren das für schöne Tage gewesen! Die Schwester hatte sie auf manchem Bild festgehalten. Nebenan in Ebba's Schreibtisch lag das Album mit den Aufnahmen. Ein unwiderstehliches Verlangen trieb das junge Mädchen, aufzustehen und in den Photographien zu blättern.

Sie schlich sich leise aus dem Bett, schloß die Thür hinter sich und zündete Licht an. Die schwarzen Elfen auf dem roten Lampenschirm erwachten aus ihrem Schlaf und schwangen wieder ihren Reigen. Im Kamin war noch Glut. Und der Wind blies seine mächtige Melodie auf der hohen Esse des alten Hauses.

Ebba kauerte auf den geblümten Sessel und vertiefte sich in das Buch auf ihren Anien. Ihr aschblondes Haar war in einen einzigen dicken Zopf geflochten und fiel über das hochgeschlossene sich weich um den lieblichen Mädchenkörper schmiegende Battisthemd.

„Er ist ein schöner Mann!“ flüsterte Ebba. „Viel zu schön für mich!“

Sie sah auf und betrachtete ihr Bild, wie es der Spiegel in der Ecke zurückwarf. So hatte sie sich noch nie gesehen. Das Licht der Lampe malte ihre Wangen rot, dunkel und groß blickten ihre grauen Augen. Sie wandte den Kopf zur Seite, um die Linie ihres Halses zu prüfen und freute sich der edlen Zeichnung. Auch der dicke Ansatz ihres Haares fiel ihr heute auf, und unter einem Schauer von Glück und Sehnsucht preßte sie ihre Arme gegen die Brust. Heute sagte ihr der Spiegel, daß sie ein hübsches Mädchen sei und wohl Anspruch auf eines Wolff Joachims Liebe erheben dürfe.

„Wenn ich ihn sehe, will ich noch tausendmal schöner sein!“ nahm sie sich vor. „So schön, daß er die andere vergißt. Aber dann bin ich kalt zu ihm, so kalt . . .“

In auflösender Scham barg sie ihr Gesicht in den Händen: „Ich kann es ja gar nicht, ich bin ihm ja längst wieder gut! Meine Augen werden mich verraten, meine Stimme, der Druck meiner Hand. Alles, alles wird zu ihm sprechen: endlich bist du wiedergekommen, du Böser!“

Der Elfenreigen auf dem roten Lampenschirm verschwand wieder im Schatten der Nacht. Im Kamin zerfielen die letzten glühenden Scheite zu Asche. Leichte Schritte schwebten durchs Zimmer und bald malte der Traum dem Mädchen noch lichtere Bilder als wie sie Wunsch und Sehnsucht ihm eben vorgegaukelt hatten.

* * *

Raum graute der nächste Morgen, da ließ sich schon die Stimme der jüngsten Wenkendorff aus ihrem Zimmer vernehmen:

„So mach doch Licht, Edith! Ich muß noch Gewehre pußen mit Sandberg. Und die alten Hellebarden sind noch ganz dreckig von Staub und Rost!“

Edith lachte hell auf: „Hellebarden? Denkst wohl wir sind im dreißigjährigen Krieg, und der alte Graf Matthias Thurn in der Revaler Domkirche sei auferstanden und führe uns gegen die Schweden. Die Bauern von heute haben ihren Browning so gut wie wir!“

„Aber wenn Sternburg gestürmt wird?“

„Um Gottes Willen — Kind — red nicht solchen Unsinn!“ rief Ebba dazwischen. Sie wahr jetzt die erste, die aufstand, denn ihrer harrte heute besonders viel Arbeit.

Für mehr als zwanzig Gäste galt es, Quartier zu schaffen. Es war wie früher zu den großen Jagden im Winter, als der Vater noch Freude am Weidwerk hatte. Anfälle von Gicht verboten ihm in den letzten Jahren solche Strapazen.

Fröhlich ging Ebba an ihr Tagewerk, als sollte ein Fest gefeiert und nicht das ernste Werk der Abwehr eines grausamen heimtückischen Feindes vorbereitet werden.

Überall war das Mädchen: auf dem Boden, in den Fremdenzimmern, in Küche und Keller. Sie überwachte die Mägde, die die Betten aus den riesigen Kästen holten, sie gab den Gaststuben jenen Hauch von Traulichkeit und Wärme, den nur eine Frauenhand zu schaffen weiß, sie beriet mit der Köchin die Reihenfolge der Gerichte, prüfte selbst die Güte des Fleisches in der Vorratskammer und gab den Saucen und Majonaisen die letzte pikante Würze.

Bei all ihrer hundertfältigen Geschäftigkeit lauschte sie mit Ohr und Herz auf jedes Geräusch im Hause: ob sie auch nicht die Glocke des Telephons in des Vaters Zimmer überhörte? Doch als endlich der ersehnte Klang das Haus durchschrillte, blieb sie wie gelähmt stehen, und alles Blut wich ihr vom Herzen.

Deutlich war der kräftige Baß des Vaters zu vernehmen: „Was ist mit dem verdamnten Telephon los? Ich höre dich schon, aber eine andere Stimme spricht immer dazwischen. Was? Dragoner? Wir brauchen vor der Hand keine militärische Hilfe. Danke sehr! Ach du bist es, Wolff Joachim! Es ist zum Berrücktwerden. Einen Augenblick . . .“

„Edith, Ebba!“ unterbrach Herr von Wenkendorff laut rufend das Gespräch. „Komm doch rasch eins her. Ich kann aus dem Wirrwarr nicht klug werden!“

Ebba flog die Treppe hinab.

„Aber Kind, du bebst ja am ganzen Leibe! Als ob du zum ersten Male am Telephon ständest!“ wetterte der Vater, der das zweite Hörrohr genommen hatte. Da gelang es dem jungen Mädchen, sich zu beherrschen und hell klang ihre Stimme in die Ferne:

„Hier Ebba! Erkennen Sie mich denn nicht? Sie wollen kommen? Ja, können Sie denn? Das ist ja schön! Wir kriegen das ganze Haus voll Gäste. Der Selbstschutz — Sie wissen schon? Dreiundzwanzig Junker, mit Ihnen vierundzwanzig . . .“

„Anfug! Er darf nicht von Hause fort!“ rief der alte Wentendorff dazwischen und schob die Tochter beiseite. „Junge — du bleibst unter allen Umständen auf Vorküll, die Straße ist gefährdet. Sandberg hat dieselbe Bande gesichtet, die das Pfarrhaus und Schloß Rosenhof niedergebrannt hat. — Ach so! Das ging dich an, vorhin! Du willst den Dragonern entgegenreiten? Die finden ihren Weg allein. Wenn es Nacht ist, gebe ich ihnen Sandberg mit. Hör auf mich! . . . Bist du noch da, Wolff? Zum Donnerwetter, nun schnurrt das Ding wieder wie verrückt!“

Der Alte legte den Hörer fort: „Aber, wenn er kommt, kann er was erleben!“

Ebba lauschte noch lange. Vielleicht meldet er sich noch einmal! dachte sie, voller Durst nach der geliebten Stimme. Doch ihre Hoffnung war vergeblich . . .

Evi stand am Hoftor und lugte die Straße entlang. Es war bald Mittag und die Wagen waren noch nicht zu sehen. Aber ganz in der Ferne zitterte ein Ton, der ihrem scharfen Ohr nicht entging. Das war das Schellengehänge der Postperde. Immer näher klang das helle Läuten, und Evis junges Herz klang mit.

„Sie kommen!“ schrie sie in den Hof hinein, wo Sandberg die Meldung in die Küche weitergab.

Bald bogen die hohen grünen Postwagen mit ihrem Dreigespann von kleinen mageren Pferden in die Allee ein, und Evis fröhliches Hurra fand das laute Echo vieler kräftiger Männerstimmen.

Zuerst schwang sich René von Manteuffel herab, eilte die Treppe hinauf und blieb in militärischer Haltung vor dem alten Wentendorff stehen: „Melde gehorsamst zur Stelle. Dreiundzwanzig Ritter zu Schutz und Trutz!“

„Lieber Manteuffel! Es ist brav von Euch, daß Ihr gekommen seid. Willkommen auf Sternburg, Ihr Herren!“

Breit und fest und aufrecht stand der alte Freiherr inmitten dieser Schar schlanker sehniger Recken und streckte ihnen beide Hände zu kräftigem Druck entgegen. Sein Herz schlug höher, als er all die frische Jugend um sich sah. Er vergaß den Ernst der Stunde und lud die Gäste mit heiterem Scherzwort ein, ins Haus zu treten und sich behaglich zu machen.

„Das ist mein Oberstallmeister!“ sagte er, auf Edith deutend. „An den wendet Ihr Euch, wenn Ihr Pferde braucht. Das ist mein Obermundschenk! Er hat den Schlüssel zum Weinkeller. Stellt Euch gut mit ihm!“ fuhr er fort, Ebba's Hand ergreifend. „Und dieser kecke Rittermann,“ er faßte Evi bei den

Schultern, „das ist Sternburgs Waffenmeister. Gebe Gott, daß seine Hellenbarden niemals im Ernst gebraucht werden!“

Im letzten Satz zitterte doch ein kleiner Unterton der Sorge. Er allein erinnerte bei diesem ersten Willkomm an die Aufgabe, die der Gäste harnte . . .

Es war nach dem Mittagessen, als Herr von Wenkendorff die Junker in seinem Arbeitszimmer um sich versammelte.

Auf dem großen runden Tisch war eine Karte ausgebreitet, die in einem groben, aber außerordentlich klaren Riß die Lage Sternburgs und seiner weiteren Nachbarschaft darlegte.

„Meine Herren!“ begann der Hausherr. „Zunächst stelle ich Ihnen meinen lieben Sandberg vor.“

Er legte seine Hand herzlich um die Schulter des jungen Försters, der rot vor Verlegenheit und mit gesenktem Auge neben ihm stand.

„Ich wollte es bei Tisch schon tun. Aber Sandberg hatte sich wieder mal gedrückt. Dabei hat er gar keine Ursache zu solcher Schüchternheit. Betrachten Sie die Karte, Baron Wolff. Sie sind Generalstäbler! Ist sie nicht famos? Das hat der Mensch alles aus sich selbst. Er ist jetzt meine rechte Hand, ein treuer Knappe und Vasall; lebten wir noch zu des alten Plettenbergs Zeiten, er hätte längst den Ritterschlag bekommen.“

„Es hat also seine Richtigkeit!“ dachte René von Manteuffel. Ihm kam in den Sinn, was einst die alte Lio angedeutet hatte, damals, als er sich mit dem Borküller Better auf der Jagd in ihre Hütte verirrte. Jetzt fiel ihm die Ähnlichkeit zwischen dem Freiherrn und seinem Förster auf: dieselbe breite Stirn, das gleiche tiefliegende blaue Auge, derselbe gutmütige Zug um den Mund. Nur blonder war der Förster, und die starken Backenknochen verrieten die estnische Mutter. Deshalb auch die Nührung des Alten, und dieses Bekenntnis einer Zuneigung, die beinahe übertrieben erscheinen mußte, hätte es sich wirklich nur um einen beliebigen Beamten rein estnischer Abkunft gehandelt.

Die Karte gab ein anschauliches Bild von dem Weg, den der Brand der Revolution genommen hatte. Er war bis auf diesen Tag gekennzeichnet. Als neuestes Datum hatte Sandberg den Überfall auf das Gut Lariomaa eingetragen. Baron Schledehausens fürstliches Besitztum war nach Mitteilungen vorüberfahrender Bauern in der Nacht vorher heimgesucht und ausgeraubt worden, doch ohne daß dem Besitzer und seinen Angehörigen etwas geschehen war. Da die Banden die telephonische Verbindung zerstört hatten, waren Einzelheiten noch nicht zu erfahren gewesen. Jedenfalls hatte Sandberg am frühen Morgen an den Spuren feststellen können, daß sie vom Borküller Pfarrhaus geraden Wegs quer durch den meilenweiten Wald gezogen sein mußten. Die Banden hatten sich also wider Erwarten entfernt und lauerten irgendwo versteckt auf die Gelegenheit zu einem neuen Vorstoß. Ihren Rundschaftern war natürlich längst bekannt, daß Dragoner die Gegend durchstreifen. Sie warteten

nur, bis sie durchgezogen waren, um dann ihre Schlupfwinkel zu neuen Greuelthaten zu verlassen.

Deshalb ging die Meinung des alten Wenkendorff dahin, daß vor allem die Straße zwischen Borküll und Lariomaa bewacht werden müßte. „Nach Norden zu ist die Gegend frei vom Feinde. Es gilt, ihn durch ständige Patrouillenritte in den Wäldern zu blockieren, bis das Militär die eigentliche Verfolgung übernehmen kann. Alle Einzelheiten machen Sie mit Sandberg aus. Ich selber bleibe auf Sternburg am Telephon und Sorge dafür, daß Sie über die Ereignisse auf dem Laufenden bleiben. Spätestens um sieben Uhr, denke ich, sind wir alle wieder hier beisammen. Sie haben also noch fünf Stunden Zeit für Ihren Ritt. Und nun mit Gott, meine Herren!“

Nur drei Junker blieben auf dem Gut zurück, um sich für Stafettenritte zur Verfügung zu halten, falls solche notwendig wurden.

Eine friedliche Stille lag über dem weiten Hof.

Evi stand mit René von Manteuffel an ihrem Ausguck auf dem obersten Boden des hohen Dach es und sah den stattlichen Reiterzug zwischen den Lannen verschwinden. Sie hatte durchaus mitreiten wollen, und war auf des Vaters striktes Verbot schließlich in lautes Heulen ausgebrochen. Wie ein richtiges ungezogenes Kind hatte sie sich benommen. Da erbot sich René von Manteuffel, der sie von klein auf kannte, statt eines der anderen Herren zurückzubleiben und das erregte Mädchen zu beruhigen. Es gelang seinem Humor auch bald, und nun schleppte Evi ihren Ritter treppauf, treppab und ließ ihn nicht von ihrer Seite. Hinter den Scheunen hatte Sandberg ihr eine Schießbahn eingerichtet, und sie bestand darauf, daß René von Manteuffel mit ihr um die Wette schoß.

„Ganz gut,“ sagte sie, als sie die Ringe zählte. „Besser als ich. Aber Sandberg — hab — der schießt dreimal so gut wie Sie. Er trifft stets ins Schwarze!“

Und Sandbergs Name klang noch oft hinein in das lebhafteste Plaudern der Kleinen, so daß ihr Begleiter schließlich anfang, sie mit dem Förster zu necken:

„Heiraten? Nee, das kann man ja nicht. Er ist ja nicht von Adel.“ Dann setzte sie mit schnippischer Frage hinzu: „Aber — wenn ihn nun der Zar adlig macht? Papa hat es doch vorhin auch gesagt, daß Sandberg den Ritterschlag verdient. Vielleicht geht er mal zum Ritterschaftshauptmann, der trinkt oft Tee bei der Zarin, und spricht mit ihm. Der wird es schon machen!“

Der junge Offizier lachte hell auf: „Also rettungslos verknallt! Da hab ich ja gar keine Hoffnung mehr!“

„Sie können Ebba kriegen!“ jagte Evi und zog ihn in das Zimmer der Schwestern.

Herrenbesuch hatte der kleine Mädchensalon bisher noch wenig gesehen. Er bot kaum Platz für die sechs Menschen, die sich dort zu einem gemütlichen Plauderstündchen zusammengefunden hatten.

Alex von Rosen war von Dorpat herübergeeilt, eigentlich mehr, um etwas zu erleben, als weil er bedrohten Besitz zu schützen hätte. Der Zweig der Familie, dem er angehörte, war längst städtisch geworden und besaß keine Güter mehr. Kleiner als seine Standesgenossen und lebhafter als sie, wußte der junge Schriftsteller viele kuriose Geschichten aus seiner Studentenzeit zu erzählen und die Gesellschaft aufs spannendste zu unterhalten. Im krassen Gegensatz zu ihm saß Hans von Burkhard schweigend in seinem Stuhl. Er war Nationalökonom und ging den Problemen, die die baltische Revolution heraufbeschworen hatte, mit der Sonde der Wissenschaft zu Leibe.

Der letzte seines Stammes, überließ er das väterliche Gut einem Onkel zur Bewirtschaftung, in der stillen Absicht, nach dessen Tode auf seinem Besitz die Umwandlungen vorzunehmen, von denen er die Lösung der sozialen Fragen erhoffte.

Auch jetzt sprach man von diesen Dingen. Alex von Rosen äußerte sich mißtrauisch über die Weltverbesserer: „In Berlin verkehrte ich viel in einem Kreis solcher Käuze. Es war so eine Art radikaler Bodenreformer, die jeden Grundbesitz verstaatlicht wissen wollten. Sie spritzten Gift und Galle gegen die Hausbesitzer — Hausagrarien nannten sie sie —. Na — drei davon haben reich geheiratet. Und das erste, was sie taten, war, daß sie ihre Kapitalien in Mietshäusern anlegten.“

Hans von Burkhard stimmte nicht in das Lachen der anderen ein: „Die Leute haben wohl erkannt, daß der einzelne, meinerwegen auch ein Verein, praktisch so gut wie nichts erreicht, wie notwendig und wünschenswert seine Experimente auch sein mögen. Der Staat selber muß reformieren. Nur mit der Allgemeinheit findet der einzelne das Glück, was er sucht. . . .“

„Ich verstehe nicht ganz, was Sie meinen!“ unterbrach Edith die etwas dozierenden Ausführungen des hageren Gelehrten. „Erklären Sie es uns an Hand der baltischen Zustände. Hätten wir diese Revolution durch irgendeine Maßnahme verhindern können?“

„Wir konnten sie nicht verhindern. Trotz unserer vielgerühmten europäischen Bildung, trotz der Fortschritte der Technik, trotz der fabelhaften Entwicklung unseres Zeitungswesens, der Eisenbahn, des Telephons, leben die verschiedenen Stände in festgeschlossener Isolierung. Keiner hat so viel Weisheit, sich von den hundertzähligen Erfahrungen der Geschichte belehren zu lassen, drohende Konflikte vorzusehen, ihnen vorzubeugen, freiwillig auf einen Teil der ererbten Rechte zu verzichten und dafür neue Werte einzutauschen. Es scheint das ein Rudiment unserer biologischen Entwicklung zu sein: früher hat die Natur zur Verbesserung der Arten den blutigen Kampf notwendig gehabt. Jeder Einbruch in fremde Rechtsphären wurde von der Zeit des Höhlenmenschen bis zu uns hinauf, die wir den russisch-japanischen Krieg erlebt haben, durch brachiale Gewalt verhindert oder erzwungen. In einer fernen Zukunft sind es nur geistige Werte und Waffen, durch die der Wettkampf der Rassen entschieden wird:

Symptome davon sehen wir schon in Australien, wo das vorbeugende Verfahren in der Staats- und Wirtschaftspolitik einen bisher nirgends gekannten Zustand sozialer Zufriedenheit geschaffen hat. Soweit sind wir noch lange nicht. Wir brauchen, scheint es, noch den Kampf der Arme. Unser Land ist auf der Stufenleiter der Läuterung noch nicht im Reiche des Geistes angelangt. Noch immer steckt uns das Rittertum in den Gliedern. Wie weit der Verstand auch mit seinen Forderungen vorausseilt — ich gebe zu, die Gegenwart hat ihre Schönheit. Schön ist der Gedanke, das Schwert für unser Erbe zu ziehen, schön war der Anblick dieser zwanzig Reiter, die vorhin vom Hofe sprengten, schön auch Fräulein Evis' junge Begeisterung. — — —

Die Tür ging auf, und — ein neuer Beleg für die Worte des Redners — Wolff Joachims kühne Gestalt erschien auf der Schwelle.

„Das ganze Haus ist wie ausgestorben!“ rief er lachend. „Onkel Wenkenborff sitzt unten im Lehnstuhl und macht einen Nicker, die Mägde haben keine Ahnung, wo ihr steckt. Jetzt hättet ihr leicht ausgeraubt werden können trotz eures ganzen Selbstschutzes.“

Er ging händeschüttelnd von einem zum anderen und sprengte das enge Zimmer fast mit der stürmischen Frische seines Temperaments.

Ebba war aufgestanden und ans Fenster getreten: „Er hat mich begrüßt wie die anderen auch!“ dachte sie schmerzerfüllt.

So stand sie noch, als es schon längst im Zimmer leer geworden war. Im Korridor verhallte das Stimmengewirr, aber der sonore Kommandoton des einen Klang durch den Fußboden hinauf zu der Einsamen und brachte ihr zu zum Bewußtsein, wie anders alles gekommen war, als sie es sich gedacht hatte. Es schien ihr jetzt, als sei sie dem Geliebten am Morgen vor dem Telephongespräch näher gewesen als eben, da seine Hand sich freundlich zwar, aber ach so flüchtig um die ihre geschlossen hatte.

(Fortsetzung folgt)

